

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 7 (1903)

Artikel: Vergangene Tage [Schluss]
Autor: Hügli, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575840>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

⚡ Vergangene Tage. ⚡

Novelle von Emil Gügli, Chur.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Schluß).

Abalberts Eltern waren längst gestorben; seine ihm am nächsten stehenden Bekannten waren ein paar Jugendfreunde, mit denen er hin und wieder Briefe gewechselt. Am liebsten freilich wäre es ihm gewesen, wenn sich alles ganz ohne die üblichen verwandtschaftlichen und bekanntschaftlichen Zeremonien hätte einrichten lassen; sein Schmerz war echt, und deshalb graute ihm davor, ihn zur Schau tragen zu müssen. Auch empfand er ein behebendes Schauern, wenn er daran dachte, wie er all den neugierigen Fragern die Szene von Annas Tod erzählen sollte; ob er diese Marter und Qualen, die die andern „Tröstungen“ nannten, ertragen würde, ohne dabei zusammenzubrechen?

Doch das Bewußtsein, es gelte, Anna die letzte Ehre zu erweisen, mußte ihn aufrecht erhalten, und der rasch reifgewordene Gedanke, sich selbst nachher dem Tode zu weihen, gab ihm eine seltsame innere Stärke und erfüllte ihn mit einem Mut, den er bisher nicht gekannt hatte.

Der Arzt, der unmittelbar nach Abalberts Heimkehr gerufen worden war, hatte den sofort und infolge einer tiefgehenden Verwundung des kleinen Hirns eingetretenen Tod festgestellt. Das war der einzige Besuch gewesen, den er an diesem Tag noch erhielt; dann blieb er allein.

Schon nahte die Mitternacht, als Abalbert endlich mit den wichtigsten Vorbereitungen zu Ende war. Er begab sich ins Schlafzimmer, wo auch Anna auf ihrem Bette lag, und ließ sich beim flackernden Schimmer einer Kerze und bei offenen Fenstern auf das Ruhebett nieder.

Der Gedanke, allein in demselben Zimmer mit der Verschiedenen zu sein, schreckte ihn nicht.

Das schöne Bild der Alten von dem Brüderpaar Schlaf und Tod schwebte ihm vor und nahm ihm jedes Grauen. Der ernstere Bruder, der Zimmerschläfer Tod, hatte Anna zur Ruhe geküßt, während ihn selbst noch der schöne Knabe mit dem Mohnzweig und dem Schlummerhorn berühren durfte. . . Wie lange noch?

Wohl nur für kurze Zeit! Bald sollte der unerbittliche ältere Bruder auch über ihn seine Macht ausüben. Gewiß, mit diesem ehrlichen Willen zum Sterben, das alles Geschehene sühnen sollte, brauchte er sich auch vor der Toten nicht zu schämen. Er hatte sie nicht betrügen, er hatte ihr nur das Schwerste ersparen wollen — da ihm dies nicht gelungen, mußte er mit ihr dasselbe Schicksal teilen. . .

Nein, ein Betrug, so sagte er sich, war seine Liebe zu Mathilde nie gewesen, sondern ein heiliges Geheimnis; ein Betrug jedoch wäre es, wenn er jetzt noch sein Leben weiter leben wollte, weiter leben könnte, — ein Betrug, der selbst das Geheimnis seiner Liebe entweihen müßte. . . In träumerischem Halbschlaf verbrachte Abalbert die Nacht.

Zur Zeit, da er aufstand, war die Kerze niedergebrannt und der Morgen hinter den Bergen heraufgedämmer. Wie hatte es hier und in seinem Innern noch vor vierundzwanzig Stunden so ganz anders aus-

gesehen! Wie hatte ihn die Hoffnung auf eine Wiedergeburt seiner Liebe zu Anna beglückt und fröhlich gestimmt. . . Es war alles vorbei!

Und Mathilde! Welch' eine Nacht mochte sie hinter sich haben? Was mochte in dieser Zeit aus ihr geworden sein? Wenn er heute keinen Brief, keinen Bericht von ihr bekam, was sollte er denken, was tun?

Die große Erschlaffung hatte ihn während der Nacht etwas Ruhe gegeben; jetzt begann wieder die quälende Ungewißheit ihn zu martern. Er verließ das Totenzimmer und begab sich in sein altes Atelier. Ein sonderbares Gefühl beschlich ihn: ihm war, als wäre ein langes Leben vergangen, seit er hier zuletzt den Pinsel geführt hatte.

Draußen läutete es. Er ging eilig hinaus und öffnete die Tür des Korridors. Ein Postbote stand da, überreichte ihm ein Telegramm und ging wieder. Sogleich riß er den Umschlag auf, entfaltete das Papier und las:

„Bin in R. . . . ausgestiegen, Hotel „Alpenblick“, frank. Was ist geschehen? Erwarte sofort Bericht. Grüße. M.“

„Krank!“ Das Wort gab Abalbert einen Stich in die Brust. Doch jetzt wußte er wenigstens, wo sie war. Nun galt es, sie so schnell wie möglich zu beruhigen. Vom Schlimmsten, was geschehen, ahnte sie also nichts; sie hatte demnach die Schreckensszene nicht beobachtet. Auch jetzt durfte er ihr noch nichts gestehen; sie war krank und hatte Schonung nötig. Nur ein, zwei Worte — damit sie sich beruhige.

Abalbert setzte den Hut auf, schloß die Wohnung ab und eilte nach dem Telegraphenamt; auf dem Weg kombinierte er, was er Mathilde melden wollte. An Ort und Stelle angelangt, schrieb er die Worte nieder.

„Bin wieder nach R. zurückgekehrt, heil. Durch unglückseligen Zwischenfall gezwungen. Doch wird bald alles überwunden sein. Bleibe du in R. . . In drei Tagen wieder bei dir. Sei beruhigt. Bitte um Brief; werde dir ebenfalls schreiben. Grüße. A. S.“

Wieder zu Hause angelangt, schrieb er ihr einen Trostbrief. Mild und möglichst schonend erzählte er ihr in kurzen Zügen, was geschehen war. Den tiefen Zusammenhang der Tatsachen wagte er allerdings nicht darzulegen, da er fürchten mußte, die Kranke zu Tode zu erschrecken. Ein seltsames Zusammentreffen unglücklicher Umstände trug nach seiner Aussage die Hauptschuld; ruhig und mit einer Ergebenheit, die sich bewußt sein will, daß alle Dinge sich nach unabänderlichen Gesetzen bewegen und verändern, führte er sie in die Geschehnisse ein. Freilich, seine Schmerzen konnte er dabei nicht verbergen; doch waren seine Worte von einem starken Glauben durchdrungen, der ihre erschütternde Bedeutung dämpfte. Und Mathilde konnte ja nicht ahnen, daß er diese Ruhe und Kraft aus seiner Todesbereitschaft schöpfte. . . Genug, daß er ihr soviel Wahres zu gestehen und sie doch auch zu beruhigen vermochte.

Wenn sie erst wieder gesund wäre, würde es früh

genug sein, ihr die volle Wahrheit zu sagen, damit sie diese mit ihm tragen und teilen möge.

Er trug den Brief eigenhändig zur Post und kehrte sogleich wieder nach Hause zurück. Unterdessen waren schon Kränze und Bouquets für Anna angekommen. Jonas Held war der erste gewesen, mit einem Niesenstrauß von lauter weißen Rosen und Lilien; andere Blumenpenden waren von Mitbewohnern des Hauses überbracht worden. Und das ging den ganzen Tag so fort. Beileidskarten wechselten mit Blumengaben, einzelne Telegramme mit kurzen Briefen. Bekannte, an die Adalbert kaum noch gedacht, gaben oft die rührendsten Worte des Mitleids kund. Hin und wieder kam jemand, um persönlich zu kondolieren. Am Abend brachten auch die Blätter der Stadt die üblichen Todesanzeigen. Anfänglich erfüllte Adalbert jede neue Beileidsbezeugung mit neuem Schmerz; bald jedoch griff auch in diesen Dingen eine müde Gewohnheit Platz. In einem Zustand halber Betäubung verbrachte er den langen Tag. Wie er abends noch einmal das Zimmer der Toten betrat, fand er ihr Bett schon ganz mit reichen Sträußen und Kränzen überdeckt.

Gleichwie in der vergangenen, so wollte Adalbert auch in dieser Nacht bei der Verstorbenen Wache halten. Der intensive Blumenduft erregte ihn jedoch dermaßen, daß er den Raum verlassen mußte. Er ließ sich im Nebenzimmer in einen Lehnstuhl nieder, wo er, in der gleichen Stellung verharrend, bis in den Morgen hinein schlief. Alsdann begann dasselbe wehmütige Spiel wie tags zuvor . . .

Gegen Mittag kam ein Brief von Mathilde, der ihn aus seiner trauervollen Bethargie aufriß; kaum hielt er das Schreiben in der Hand, so wußte er auch, daß sie allein ihn noch aus seinem dumpfen Lebenselend aufzuwecken vermochte . . . Mathilde erzählte ihm von ihrem Schrecken und den Dualen, die sie bis zum Eintreffen seines Briefes ausgestanden; dieser habe sie noch

einmal bis ins tiefste Herz erschüttert, sodaß sie zuerst geglaubt habe, sterben zu müssen bei der furchtbaren Nachricht; hierauf aber sei mit einem Mal ein Mut in sie gekommen, den sie bisher nicht gekannt . . . Niemals würde sie gewagt haben, ihn wiederzusehen, ohne vorher zu dem heiligen Entschluß gekommen zu sein, der sie nun ganz erfülle. Da jedoch Adalbert selbst ihr ein baldiges Wiedersehen in Aussicht gestellt und sie mit ihrem Leben ins Reine gekommen, könne sie kein Bedenken mehr zurückhalten, einmal noch ihrem Herzen zu folgen. So erwarte sie ihn in brennender Sehnsucht, um das schwere Leid von ihm zu nehmen und es selbst noch einmal bei ihm zu vergeffen.

Adalbert verstand den geheimnisvollen Ton, und er glaubte zu wissen, daß auch sie bereit war, mit ihrem Leben zu büßen, — sie, die ja den innern Zusammenhang der Geschehnisse noch nicht wissen, nur kaum ahnen konnte. Während des ganzen Restes dieses Tages, bis tief in Nacht und Schlaf hinein, summt ihm die dunkle, traurig schöne Melodie ihrer Sehnsucht nach Liebe und Tod in den Ohren.

Es kam der Begräbnistag. Ein prächtiger Morgen war draußen aufgewacht. Ein starker Duft von blühenden Bäumen drang schwellend ins Wohnzimmer, als Adalbert dessen Fenster öffnete. Heiteres Vogelgezwitscher und lieblicher Amselgesang durchschwirrte die Luft; die höchsten, nur noch spärlich von weißem Schnee gekrönten Spitzen der Berge waren von den frühen Strahlen der Sonne rotgolden beschienen und flimmerten auf dem blaßblauen Himmelsgrund.

Auch in Annas Totenzimmer schien der blumenreichste Frühling Einzug gehalten zu haben. Ihr Bett, die Tische, Stühle und Wände waren von Kränzen und Sträußen überdeckt. Adalbert hob das Tüchlein, das Annas Gesicht verhüllte; sie lag noch immer mit demselben wehmütig lächelnden Ausdruck des Gesichtes da; doch war es bleich und wächsern geworden. Leise küßte er sie auf die Stirn.

Die kalte, steinerne Härte, die seine Lippen berührten, machte ihn erschauern. Aengstlich breitete er das Seidentuch wieder über ihr Haupt; ein heftig schluchzendes Weinen erschütterte seinen Körper.

Nachdem er sich gefaßt, begab er sich zum Brunnen, der hinter dem Haus in einem kleinen Gärtchen stand und wusch sich dort mit kühlem Wasser Gesicht und Hände, während die frühlingstrunkenen Vögel rings um ihn fangen. Erfrischt kehrte er in die Wohnung zurück, wo er sein Frühstück be-



Abendfrieden. Nach dem Gemälde von Alfred Mager, Mischikon bei Zürich.

reit fand. Wie schon all die letzten Tage, so mochte er auch heute nichts essen; er trank nur etwas heiße Milch mit Cognac. Plötzlich kam ihm in den Sinn, daß er seit seiner Rückkehr nicht mehr im neuen Atelier gewesen sei, und rasch entschloß er sich hinzugehen.

Auf Schritt und Tritt mußte er dabei an Mathilde denken. Die Stelle, wo er sie damals mit Anna angetroffen, weckte in ihm eine unheimliche Stimmung; hastig schritt er weiter. Nun er in den Raum trat, wo er so viele schöne Stunden der Arbeit erlebt, kam es ihm vor, er befinde sich plötzlich weit von Welt und Leben entfernt, in ungestörter Einsamkeit. Er konnte sich kaum denken, daß die Gemälde, die er hier vor sich sah, seinem Pinsel entsprossen seien: es schien ihm vielmehr, sie seien in einem entzückten Traum leicht geboren worden und ständen über dem Meister, der sie gemalt. Auf dem Acker, den die Menschen „Sünde“ nennen, waren seine Werke rasch und üppig aufgeschossen; da dieser Acker jetzt sein Leben als Dank und Sühne verlangte — wohl, so mochte er es haben. Sein Dasein war vollendet; alles was noch kommen würde, könnte wohl nur ein Echo, ein schwächlicher Abglanz des bis anhin Vollbrachten sein. Wozu also sich selbst entwerten: er konnte gehen! Aus einer Tischschublade zog er Briefpapier hervor und schrieb mit sichern Strichen die Worte nieder:

„Leztwillige Verfügung. Alle in diesem Raum sich befindenden, unverkauften Gemälde, Skizzen u. s. w. vermache ich meinem einzigen Freund, Redaktor Jonas Held, in dessen Besitz sie — meiner Verfügung gemäß — nach meinem Tod übergehen sollen.

Abalbert Springer.“

Er veriegelte das Schriftstück und band es an einem der aufgestellten Bilder fest. Hierauf schloß er gelassen das Zimmer und kehrte nach Hause zurück.

Bald nachdem er angekommen, brachten die Schreiner den Sarg. Der Anblick desselben erschütterte Abalbert noch einmal bis ins Tiefste: dieses unerbittliche Muß in Gestalt des letzten menschlichen Ruhebetts! Der einmal gefaßte Gedanke, das eigene verfehlte Leben abzukürzen, knüpfte sich dabei endgiltig fest.

Eine Stunde später kam die Leichenbitterin. Das große Wohnzimmer wurde ausgeräumt, der Sarg aufgebahrt, die Wände mit schwarzen Tüchern ausge schlagen. Halbverstört sah Abalbert all dem traurigen Treiben zu. Eine dumpfe Betäubung war über ihn gekommen, die ihn die ganze Umgebung nur wie durch einen trüben Schleier sehen ließ.

Und so ging auch die Leichenfeier, Gebet und Begräbnis vorüber. Abalbert begrüßte die ankommenden Leute, drückte ihnen dankend die Hand, gewährte bekannte, unbekannte und längst vergessene Gesichter, hörte die Trostworte und die Trostreden, mühsam ihrem Gedankengang folgend, an, sah draußen auf dem Friedhof den schwarzen Sarg vor seinen Augen in die Erde sinken. . . . Er hatte keine Träne mehr für alles, was um ihn vorging: seit fremde Leute mit Trauer gesichtern und Leidmienen die Feier begleiteten, war ihm, man habe ihm Anna weggenommen und er hätte nicht mehr allein Anteil an ihr; die da gekommen, sie waren ihm ja alle fremd, selbst Annas weißhaariges Mütterchen, das unaufhörlich weinend dagefessen.

Wohl meinte er manchmal, die Erde müsse unter ihm versinken, er selbst wie ein dürres Rohr zusammenbrechen; doch der bittere Gedanke, daß er durch eine Schwäche diesen fremden Leuten zum Schauspiel und — wer wußte es denn — vielleicht nach einer Stunde diesem oder jenem auch noch zum Gelächter dienen sollte, trieb stets von neuem alle Kraft in ihm zusammen; sein verbissener Trotz ließ die Trauer nicht zu niederschlagender Wirkung kommen, und so überstand er endlich alles.

Erst wie er mutterseelenallein die vereinsamte Wohnung wieder betrat, packte ihn nochmals der Schmerz. Weinend warf er sich auf den Boden, wo ihn nach kurzer Zeit der feste Schlaf des Uebermüdeten bezwang.

Schlummertrunken erwachte er zur Zeit, da die Dämmerung des Frühlingsabends vor den Fenstern schwamm. Kaum vermochte er sich vom Boden zu erheben, die Erschlaffung schien seine Glieder starr gemacht zu haben. Mühsam schlich er sich zum nächsten Ruhebett, auf das er sich niederwarf, um den schweren, traumlosen Schlaf fortzusetzen.

IX.

Weh' dem, der zu der Wahrheit geht durch Schuld,
Sie wird ihm nimmermehr erfreulich sein!

Schiller, Bild zu Sais.

Spät am Morgen erst erwachte er. Es wollte ihn dünken, niemals noch habe er einen so tiefen Schlaf getan. Selbst der Gedanke an das jüngst Geschehene schreckte ihn nicht mehr; da es bereits der endgiltigen Vergangenheit angehörte, erschien ihm alles in einem mildern, friedlichen Licht.

Abermals war ein herrlicher, leuchtender Frühlings-tag aufgegangen, so klar und hell und heiter, als wäre alles Weh der Welt nur ein dunkler Traum, der beim Sonnenlicht in eitel Nichts zerflösse. Der Himmel erstrahlte in endlosem Blau, fern glitzerten die Wasser des Stromes, von allen Blättern der Bäume und Sträucher glänzten die goldenen Strahlen; die ganze Landschaft prangte in solcher Pracht, als wollte sie herausfordernd rufen: „Nun, wer wagt noch zu sagen, die Welt sei nicht schön!“

Abalbert selbst wagte es nicht; am Fenster stand er und sog den Tag mit begierigem Atem, mit staunenden Augen in sich ein, und sein unabänderlicher Entschluß ließ ihm alles in zehnfach heller Beleuchtung erscheinen. Nur eine kurze Weile noch, dann sollte auch vor seinem Leben der dunkle Vorhang ewiger Nacht niederfallen. Nur das eine blieb ihm zu tun übrig: auf einen Zug den Becher des Lebens zu leeren; mochten andere mit vorsichtigen Schlücklein an dem Kelch nippen: einmal noch wollte er vergessen, alsdann mochte der Becher in Scherben gehen. Er spürte es, eben mit diesem Morgen hatte er seine Lippen an den Rand gesetzt.

Er ordnete noch, was zu ordnen war, zahlte der Magd den Lohn dreifach aus, machte ihr klar, er müsse nunmehr verreisen und werde wohl nicht wieder zurückkehren. Hierauf begab er sich zu einem Bildhauer, wo er einen prächtigen marmornen Gedenkstein für Annas Grab kaufte.

Nachdem er Mathilde ein Telegramm gesandt über seine heutige Ankunft in N. . . , blieb ihm eben noch

knapp Zeit, sein Reisegepäck zu holen, ein Glas Wein zu trinken und in den Zug zu steigen, der ihn wieder in die Welt führen sollte.

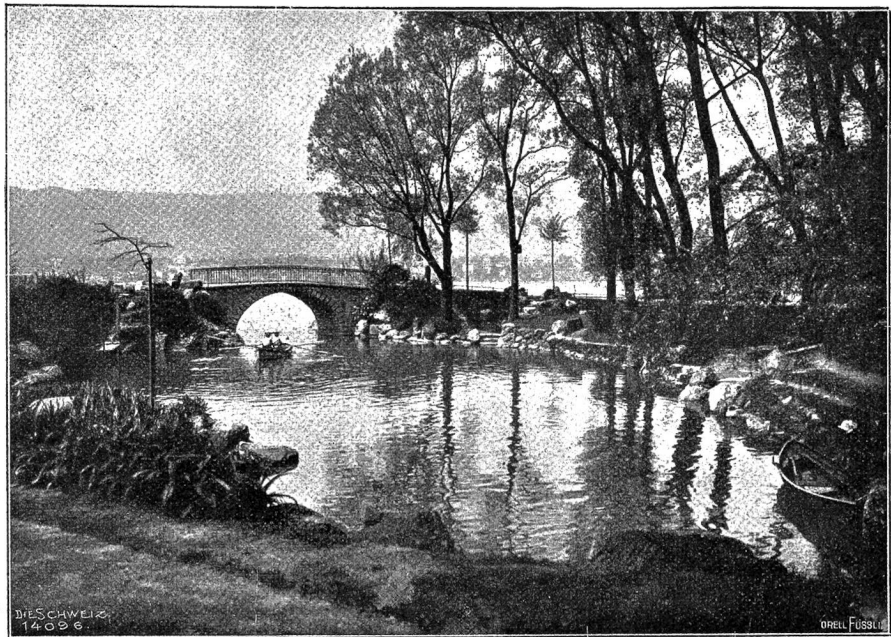
Die alte starke Sehnsucht nach niegesehenen Fernen wollte von neuem in ihm wach werden, das fliegende Rollen der Räder klang ihm in die Ohren wie das Brausen unsichtbarer Schwingen, die ihn dem letzten Ziel entgegen tragen sollten. Ein Echo der großen, um Wohl und Weh des Menschen sich nicht kümmernden Natur klang unbewußt in ihm nach.

Seine Blicke schweiften an den dunkeln, von hellem Frühlingsgrün teilweise durchwirkten Waldhängen der Berge empor, flogen über die saftigen Wiesen des Tales, schwammen auf den glitzernden Wassern der Flüsse und

Bäche und drangen in das schattige Laubwerk dichtbelaubter Blütenbäume. Er mochte sein Auge wenden, wohin er wollte, von überall jauchzte ihm das schwellende Leben entgegen, das ihn wie mit mächtiger Musik zu betäuben suchte. Von Zeit zu Zeit tauchten in den Hintergründen die von frischem Frühlingschnee überfüllten Hüpter hoher Berge empor; mit ihrem stillen Leuchten grüßten sie ihn und luden ihn ein, die Gegend zu durchwandern, deren Zeugen sie waren. Aber weiter, rastlos immer weiter flog das donnernde Gefährt, und je rascher es Wälder, Wiesen und Acker durchstufte, desto stärker empfand Adalbert ein wildes, bitteres Weh.

Er mochte ungefähr eine Stunde lang so gefahren sein, als der Zug einen großen Bogen beschrieb und die Ufer eines mäßig breiten, langgezogenen Sees entlang fuhr, der in tiefdunkeln Blau zwischen hohen Bergzügen eingeschlossen lag. Desters führte die Bahn hier durch kurze Tunnels; ein Pfiff, und ringsum war lärmende Nacht; doch jedesmal, wenn der Zug die schwarze Höhle wieder verlassen hatte, schien der See mit den lieblichen Ufern und den hinter ihnen sich auf-türmenden Felswänden doppelt hell zu leuchten und zu flimmern.

Bald nahm diese Pracht ein Ende, um neuen Schönheiten Raum zu geben. Die Berge wurden niedriger und rückten in die Ferne. Immer weitere Perspektiven öffneten sich; saattrüne Wiesen dehnten sich in üppigen Tälern aus; an Stelle felsiger Gebirgskuppen traten hügelige, bebaute Höhen mit friedlichen Weilern und weißen kleinen Kirchen. Und nun breitete sich das Becken eines großen und breiten Sees aus, dessen jenseitige Ufer in leichten blauen Nebeln verschwammen. Große, zum Teil städtisch gebaute Dörfer streifte der Zug auf seinem Flug, bis er bei einer malerisch am See gelegenen kleinen Stadt sein Tempo verlangsamte und am Bahnhof anhielt. Es war das



Beim Zürichhorn (Phot. A. Krenn, Zürich).

Städtchen R . . . Bis hieher hatte vor vier Tagen auch Mathilde fahren müssen, bevor sie hatte aussteigen können, und all die Tage hindurch hatte sie wohl in bangender Pein auf ihn gewartet. Er glaubte, sie würde ihn hier empfangen; allein sie war nirgends zu sehen. Sollte sie von neuem krank geworden sein? Der Gedanke verursachte ihm eine schwindelnde Angst . . .

Er gab sein Gepäck ab und schritt dem Ausgang entgegen; da kam Mathilde hinter dem Gebäude hervor auf ihn zugeschlitten.

„Du, du!“ sagte sie nur, während sie die ihr dargebotene Hand festhielt und sie sich beide in die Augen sahen. Ein banger Schmerz war in den halbgeflüsternten Worten unterdrückt. Sie gingen nebeneinander weiter, der Stadt entgegen. Immer wieder flüsterte Mathilde die einfache Silbe: „Du, du!“ in sein Ohr, als könnte sie kaum glauben, daß ihr trauriges Glück jetzt wahr geworden.

„Ich habe viel um dich geweint in diesen Tagen,“ begann sie alsdann. „Alle Schmerzen hab’ ich mit dir getragen, und doppelt, weil ich nicht bei dir sein, dich nicht trösten konnte . . . Doch wie ich wußte, du werdest zu mir kommen, da hab’ ich mir geschworen, meine Schuld, mein Glück, meine Liebe — alles büßen zu wollen — Bert, und ich werde halten, was ich mir gelobt; wie dürfte ich dir sonst ohne Scheu ins Auge sehen . . . Du!“

„Schuld?“ wiederholte Adalbert. „Wer sagte dir, du tragest an dem traurigen Ende irgendwelche Schuld?“ Er betrachtete sie im Gehen von der Seite.

„Wer mir das sagte? . . . Mein Herz, Bert! . . . Irigend etwas muß geschehen sein, das „ihr“ unsere Liebe entdeckt hat: mag es sein, was es will. Vielleicht hat sie uns zusammen abreifen sehen — wer weiß! Ja, daß sie so nicht mehr leben mochte, — Bert, das begreife ich gut . . . Ich hätte es an ihrer Stelle ebenso

gemacht oder noch schlimmer: Bert, ich würde es noch heute so machen, wenn du ohne mich in die Welt gehen wolltest . . ."

"Mathilde," rief Adalbert, "nichts mehr davon! Du reißest mir die kaum gestillte Wunde auf . . . Freilich, du hast gut erraten, sie hat uns gesehen; hier lies dies Blatt, das mir die letzte Botschaft war . . ."

Er hielt inne, während sie stillestand und las.

"O Gott! Du!" seufzte sie, blaß geworden, nach beendetem Lesen. Adalbert steckte das Blatt zu sich und fuhr fort:

"Und darum weiß ich wohl, was mir noch zu tun übrig bleibt, und wenn du mir beistehen willst, ich kann dir's nicht verwehren . . . Die Tage sind gezählt, die uns noch bleiben; sie sollen unser sein . . ."

"Sie sollen unser sein!" wiederholte Mathilde. "Was nachher kommen mag, das wird uns nicht mehr berühren; mag man uns höhnen, schelten . . . was tut es? Vor uns selbst sind wir stolz und stark gewesen, stark zum Leben und Sterben — O du Süßer, Einziger!"

Zum Zeichen gegenseitigen Verstehens drückten sie sich die Hände. Sie schritten zusammen eine blühende Kastanienallee entlang, und der feine Duft machte sie trunken.

Nachdem sie lange geschwiegen, meinte Mathilde auf einmal: "Du, weißt, jetzt ist endlich ganz wahr geworden, was du mir einst geschrieben, weißt, jenes Gedicht, das mit den Versen schließt:

„ . . . so weit uns auch die Füße tragen,
Nur ein Gefäß, das unsre Herzen schlagen . . .
Das beide wir in unsrer Seele Tiefe lesen:
Mein bist du, ewig mein; denn du bist mein gewesen!“

"Du erinnerst dich noch?" fragte Adalbert erstaunt.

"Erinnern?" antwortete sie. "Es hat mich begleitet all die Jahre und all die Tage hindurch, es hat mich beglückt in trübren Stunden und meiner Sehnsucht Worte geliebt . . . Mein bist du, ewig mein!" wiederholte sie langsam.

Sie waren am Ufer des Sees angelangt; Adalbert blieb stehen und schaute auf die in abendlicher Beleuchtung ruhende Wasserfläche, über die ein paar Möwen mit langsamen Flügelschlägen hinschwebten.

"Wie ist das herrlich, so weit der Blick — als könnte der Glanz kein Ende nehmen. Du, so untergehen — gleichsam in Licht und Pracht versinken, wie schön müßte das sein . . ."

"Wie schön müßte das sein mit dir!" gab Mathilde wie ein leises Echo zurück. "Und doch, es gibt noch schönere Seen, um an ihren Ufern oder weit draußen in ihren Wassern zu verschwinden, wie Undine . . . Einen kenn' ich; dort hab' ich mir stets gewünscht, mit dir leben und sterben zu können . . . Er ist, wie du, der Schönste von allen, die ich je gesehen . . . Gehen wir dorthin? Schon morgen? Ja?"

"Du wünschst es, was könnte mir lieber sein!"

So gingen die Stunden dahin, und schon begann es über dem See, dessen Wellen in gleichmäßigem Takt an die Ufer schlugen, zu dämmern. Sie hatten sich auf eine Bank gesetzt und saßen lange Hand in Hand da. Nachdem sie wieder vom kommenden Tag gesprochen, flüsterte Mathilde nach einer kleinen Weile leise:

"Und diese Nacht?"

Adalbert schaute sie an, während sie unverwandt in die dämmernden Wasser staunte.

"Sie soll unser sein, niemand mehr darf es uns verwehren," erwiderte er glühend; "doch wie soll's geschehen?"

"Darf ich dir sagen, was ich mir geträumt? Ja? . . . Aber nicht böse denken! Ich will dein sein von heute an . . . Ich kann nicht mehr, nie mehr von deiner Seite gehen . . ."

Sie drückten sich wieder die Hände, erhoben sich und schlenderten Arm in Arm unter den vom ersten silbernen Mondenschein überrieselten Kastanienbäumen dem Städtchen zu.

In der Frühe des folgenden Tages fuhren sie zusammen in die Welt hinaus.

Der bald pustend und dampfend, bald wie vom Wind getrieben dahinrollende Zug trug sie zuerst durch stille Wälder und blühende Landschaften, sowie die Ufer prächtiger, lieblicher und ernster Seen entlang; mit teilnahmslosem Stolz fuhr er an Dörfern und kleinen Städtchen vorüber und hielt gleichsam mit vornehmer Herablassung nur an größern Orten. Später verlor sich seine Bahn in wilde unwirtliche Gebirgsgegenden, wo mächtig überhängende Granitmassen und imposante Felsstürze seinen Weg zu verschütten drohten, der sich von Zeit zu Zeit in nachtschwarze Felsenlöcher verkroch. Wie die Mauern eines Riesenburgbaues türmten sich hier kahle Gesteinmassen himmelan und ließen vom blauen Gezelt kaum hin und wieder noch ein schmales Streifen in die Wagenfenster blinzeln. Endlich schien er sich an den steilen Berghängen und auf den hohen Brücken, die über reißende Wasser sich spannten, vollends nicht mehr zurecht zu finden und schoß stampfend, rauchend und brüllend in trotzigem Zorn durch ein neues Höllentor in einen finstern Riesen-Maulwurfs-gang, der kein Ende mehr nehmen wollte.

Erst nach geraumer Zeit trat der Zug wieder ans Tageslicht, wo ihn alsbald eine neue Hochgebirgslandschaft empfing. Wilde Felschluchten wurden donnernd überflogen, lichtlose Felsentore und Höhlengänge nahmen ihn auf, um ihn rasch der Tageshelle zurückzugeben. Doch mit eins verschwand der wilde Gebirgszauber, es öffnete sich ein schönes, grünes Tal, und nicht weit von den Wassern eines jungen Flusses führte die Bahn durch reichbelaubte Landschaften. Immer breiter wurde dieses Tal; kräftige Rebstöcke besetzten sanft ansteigende Berglehnen; große Kastanienbäume begannen kleine Waldungen zu bilden. Von grünen Hügeln grüßten romanische Kirchen, schön gelegene Klöster leuchteten weiß inmitten dunkelbelaubter Hänge; einen malerisch gelegenen Ort überragten auf kleinen Hügeln drei alte Burgen. Hierauf führte der Pfad zwischen Nuß- und Kastanienbäumen mählich den Fuß eines Berges hinauf; daselbst hatte man einen freien Ausblick auf Ortschaften und ferne Berge. Und weiter ging es durch blühende Gegenden, bis noch einmal ein finsterner Tunnel den Zug empfing. Nachdem er die Nacht verlassen, breitete sich, leuchtend und schimmernd im Mittagsglanz, ein blauer See zu Füßen einer lieblichen Stadt aus.

"Wir sind am Ort," sagte Mathilde, wie nun der Zug anhielt. Sie verließen den Wagen, übergaben ihr

Reisegepäck einem Hoteldiener und schlenderten Arm in Arm den sanft niedermwärts führenden Pfad hinab, der Stadt und den Ufern des Sees entgegen. Sie sprachen wenig; doch auch ohne Worte war zwischen ihnen ein Reden lebendig, ein stummes Sichverstehen, das demselben Gefühl entsprang — ein Wechselgespräch, nicht anders, als es die blaue Fläche des Sees und die schönen Berge, die sich in seinen Wassern beschaute, miteinander hielten.

Hier schienen sich Lieblichkeit und Größe, Ernst und Anmut ein Stellbildein ewiger Schönheit gegeben zu haben; die majestätische Würde der Gebirgswelt und die heitere Pracht des Südens klangen allda in einen stark-zarten Akkord zusammen, der gleichsam das helle Glück mit sehnsüchtiger Wehmut tief vermischte. Und wie mit einem Band die beiden Elemente verbindend, lag an den Ufern des Sees das weiße Städtchen in sorgloser Heiterkeit: von duffigen Hügeln umkränzt, von prächtigen Landhäusern und Gärten umgeben, wo Pfirsich und Zitronen, Mandel- und Olivenbäume ihr Laubwerk mit verschiedenartigem Grün durcheinander woben.

Nachdem sie ein paar sonnige Straßen des Städtchens durchschritten, führte sie ein Weg an die Ufer des hier in niedere Mauern eingefassten Sees, wo eine Allee junger Kastanien- und Nussbäume sich hinzog und hin und wieder frischgrüne Weinlauben ihr Geranke über den Wellenspiegel hingen. Jenseits des Sees stiegen, in violetten Farben schimmernd, edelgeformte Berge zum Himmel empor, zu deren Füßen sich Dörfer und Villen drängten.

In einem dicht am Seebecken gelegenen blühenden Garten hielten Adalbert und Mathilde Raft und stamten in die Pracht, die sich vor ihren Augen weithin ausdehnte. Später suchten sie ihr Gasthaus auf, um sich ein wenig auszuruhen.

Wie sie gegen Abend wieder das in großem sanftem Bogen geschwungene Seeufer entlang wanderten, war da ein buntes und lautes Leben erwacht, und wenn ihnen in dem Strom der Luftwandelnden dann und wann ein glutäugiges Liebespaar begegnete, schmiegeten sie sich näher aneinander, wie um sich von neuem bewußt zu werden, daß auch sie nichts anderes denn die Liebe verband.

Längst war der silberne Frühjahrsmond aufgegangen über dem blinkenden See, in dessen Wassern sich die roten Lichter ferner Ufer spiegelten, als sie ihr Lager aufsuchten.

Zwei Tage hatten sie in dem irdischen Paradies verbracht, waren an den von tausend Reizen bekränzten Seeufern hin und her gewandert, vorüber an herrlichen Landhäusern und freundlichen Dorfschaften, zwischen Maisfeldern und Weinlauben, hatten kühle Kastanienwälder und sonnige Nebgelände durchstreift, ohne das Glück und die Seligkeit zu finden, von der sie ehemals geträumt hatten, da geschah es, daß ihnen am Nachmittag, wie sie nichtsahnend wieder am Ufer wandelten, eine weibliche Gestalt begegnete, die sie beide erblassen machte. Arm in Arm waren sie nebeneinander hingegangen, als jedes plötzlich ein heftiges Zusammenzucken des andern spürte und erschrak. Eine zierliche junge Frau mit rot angehauchten Bäcklein und blonden Kraushaaren, in leichtem Gange einhersehrend, kam ihnen

entgegen: unwillkürlich glaubten sie, Anna vor sich zu sehen, und ehe sie sich noch zu fassen vermochten, war das Wesen vorbeigehuscht und hinter den breiten Stämmen der Kastanienbäume verschwunden. Ein heftiges Zittern ging durch den Körper der Erschrockenen; wortlos sahen sie sich ins Gesicht und gewahrten, daß sie blaß geworden.

Die seltsame und in ihrer Möglichkeit zehnfach eindrucksvolle Vision ließ sie nicht mehr zur Ruhe kommen. Wo sie sich auch niederließen, nirgends war ihnen wohl, eine nervöse Hast trieb sie von Ort zu Ort . . . Und erst nur dämmerhaft, bald aber immer klarer und klarer ward es ihnen bewußt: von dieser Stunde an war ihr alles überwindender, alles vergessender Taumel erschüttert, er vermochte das dunkle Gespenst, das sich zwischen sie hineinzudrängen suchte, nicht mehr wegzuschrecken. Auf einen Schlag war es gekommen, löste erst ihre Arme, alsdann ihre Hände von einander und goß in die süßesten Liebesblicke das Gift des Vorwurfs und der Schuld.

Mit jener Hast und Gewalt, die der Bildung des Gewitters in den Bergen eigen ist, war dieser Gedanke in ihnen erwacht und türmte immer dichtere Nebel in ihren Gemütern auf. In ihrer Verwirrung hatten sie sich vor der Stadt verirrt; nachdem sie endlich den rechten Weg wiedergefunden und abermals dem leuchtend daliegenden Städtchen entgegenschritten, konnte Mathilde nicht mehr länger an sich halten. Ein tiefes Schluchzen brach aus ihrer Kehle und drängte ihr Träne um Träne in die Augen.

Adalbert suchte sie noch zu trösten: „Weine nicht!“ bat er. „Wenn nun auch unser Stündlein gekommen, früher oder später mußte es so werden; du wußtest es so gut wie ich . . . Du, und weißt du noch, was wir uns versprochen: wir wollten ja stark sein auch im Sterben und es dazu nicht zu spät werden lassen . . .“

„O Gott,“ seufzte Mathilde, „wäre es nur schon gestern geschehen, daß mir diese schreckliche Begegnung, diese Angst erspart geblieben! . . . Ich ertrüge es nicht zum zweiten Mal . . .“

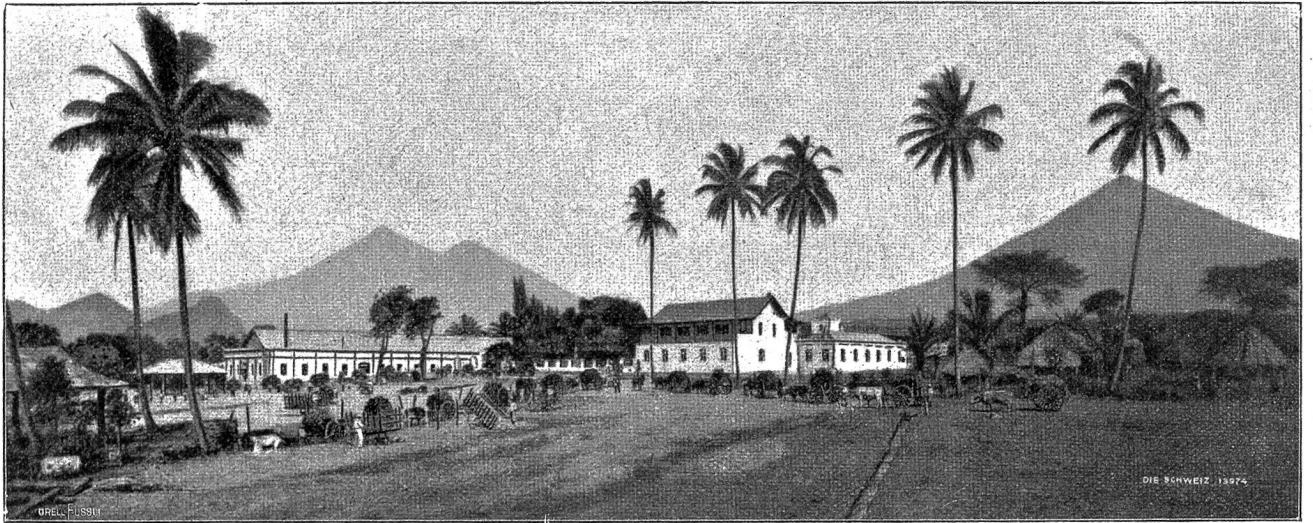
„Aber du hast es ja ertragen, und darum ist's noch nicht zu spät . . . so will ich dich mir retten, für ewig . . .“

Noch ehe Adalbert fertig gesprochen, war Mathilde ans Ufer geeilt. Dort blieb sie stehen, wandte sich rasch um und schaute dem Nahenden mit halb freudigen, halb ängstlichen Blicken entgegen, während die Sonne hell in ihr Gesicht zündete.

Drunten im Wasser schaukelten eine Menge buntbemalter Ruderboote. Mathilde faßte Adalbert um die Lenden, deutete mit dem Zeigefinger der Rechten auf die Rähne und beschrieb einen Bogen weit hinaus über die schimmernden Wasser.

Adalbert verstand sie; es war auch sein Gedanke gewesen. Er winkte den Ruderer heran und bat sich den schönsten Kahn seiner Sammlung aus. Zuerst besann sich jener und machte den Fragenden auf eine große dunkle Wolke aufmerksam, die sich schwarz im Becken des Sees spiegelte:

„Wetter, Herr! Wetter!“ mahnte er in gebrochenem Deutsch. Doch da Adalbert ihm klar machte, daß er bald wieder zurückkehren würde, und er ihm zudem den



Kaffeepflanzung „La Concepcion“ in der Nähe von Escuintla (Guatemala).

fünffachen Preis bar ausbezahlt, hielt der Schiffsmann die beiden nicht mehr zurück. Rasch löste er sein buntestes Boot, in dem Mathilde mit ihrem sonnigsten Lächeln Platz nahm. Bald flog das Gefährt, von Adalbert mit kräftigen Ruderschlägen in Bewegung gesetzt, hinaus auf die dunkeln, tiefen Wasser — —

Als nach einer Stunde sich der ganze weite Himmel schwarz überzogen hatte, grünliche Blitze aufzuckten und ein heftiger Frühlingsgewitterregen losbrach, schaute der Ruderer umsonst nach seinem Boote aus. Der Regen

verhüllte bald den See und die ganze Landschaft mit einem dichten grauen Schleier. Einen Augenblick lang beängstete den Fährmann das Schicksal der leichtsinnigen Rahnfahrer. Doch beruhigte er sich wieder, indem er annahm, daß sie wohl längst am jenseitigen Ufer angekommen seien . . . Und er hatte recht: schon waren die beiden, nach kurzem Kampf, am andern Ende des Acherusischen Sees gelandet — ihr Boot aber trieb, jeglicher Bürde ledig, einsam draußen auf wildschäumenden Fluten.

✻ Guatemala. ✻

Mit sechs Abbildungen.

Es sind in neuerer Zeit so viele erschütternde Nachrichten über vulkanische Ausbrüche und Erdbeben von den Antillen und Zentralamerika, besonders Guatemala, nach Europa herübergedrungen, daß es manchem Leser willkommen sein dürfte, nicht bloß einzelne Berichte über jene Katastrophen zu hören, sondern auch von den allgemeinen Verhältnissen dieser Gegenden einiges zu erfahren.

Guatemala! Eine kleine Winkelrepublik irgendwo in Zentralamerika, ein Tropenland, wo viel und guter Kaffee wächst, — mit recht hübschen Papageien in seinen Briefmarken, — das sind so ungefähr die Ahnungen, die dieser Name bei manchem, der nicht besondere Beziehungen zur Gegend hat, gewöhnlich hervorruft. Dem Verfasser dieser Zeilen ging es auch so, bis er, getrieben von einem unwiderstehlichen Drang, ein solches Papageien- und Kaffeeland mit eigenen Augen sich anzusehen, hinauszog und Gelegenheit hatte, Land und Leute einigermaßen kennen zu lernen.

Die Republik Guatemala ist nach ihrer Lage der nördlichste der fünf zentralamerikanischen Freistaaten, die nebst Britisch Honduras und dem zu Columbia gehörenden Staat Panama das Verbindungsglied zwischen Nord- und Südamerika bilden.

Sie liegt zwischen dem 14. und 18. Grad nördlicher Breite, also in der heißen Zone.

Der Flächenraum des Landes wird auf 125,000 Quadratkilometer geschätzt; er ist also dreimal so groß wie der der Schweiz. Sagen wir gleich, daß Guatemala dagegen an Einwohnerzahl die Hälfte derjenigen der Schweiz, nämlich rund 1½ Millionen (also zwölf Einwohner auf den Quadratkilometer) hat.

Als eine Gruppe der zentralamerikanischen Cordillere bilden die Gebirge Guatemalas in ihrer Gestaltung eine zum größten Teil aus Eruptivgesteinen bestehende vulkanische Kette. Es ist ein durchschnittlich etwa 1200 Meter hohes Gebirgsland, das

die größte Abwechslung von Stufen, Plateaus und Hochtälern darbietet, letztere ausgezeichnet durch landschaftliche Schönheit wie auch durch außerordentliche Fruchtbarkeit. Dieses Hochland senkt sich nach Nordosten und wird von tiefen Tälern durchschnitten, während es nach der südwestlichen Küste steil abfällt.

Der Anblick der vulkanischen Gipfel, worunter als bedeutendste der Pacaya, Atitlan, Cerro Quemado und als höchster der Fuego (4000 Meter über Meer) zu nennen sind, ist majestätisch. Es sind abgestuzte, von einer gewissen Höhe aus bis zum Gipfel bewaldete Kuppen; die meisten können ohne große Schwierigkeit bestiegen werden.

Diese Vulkane haben dem Lande schon sehr viel Unheil gebracht. Sie sind unberechenbar; Jahrzehnte lang gelten sie als vollständig erloschen und ungefährlich, bis plötzlich ihr Inneres sich wieder regt und neue Symptome verderbenbringender Tätigkeit sich zeigen.

Im Jahr 1541 wurde die erste Hauptstadt, jetzt Ciudad vieja genannt, durch einen Wasserausbruch des Vulkans de Agua zerstört; darauf erstand vier Kilometer nordöstlich die zweite Hauptstadt (jetzt Guatemala la Antigua), die eine der größten und schönsten Städte der neuen Welt gewesen sein soll (großartige, zum Teil noch gut erhaltene Ruinen legen tatsächlich heute noch Zeugnis davon ab); aber zweimal, 1773 und 1874, wurde sie durch Erdbeben vernichtet. Eine besonders unter den Eingeborenen landläufige Vermutung sagt, daß z. B. der gefürchtete Fuego alle fünfzig Jahre Feuer speie. Aber im vorletzten Frühjahr, gleichzeitig mit den furchtbaren Ausbrüchen des Mont Pelée auf der Insel Martinique und des Soufrière in St. Vincent, ereigneten sich wieder heftige Erdbeben. Quezaltenango, die zweitgrößte Stadt Guatemalas, am Fuße des Vulkans Santa Maria, wurde am schwersten davon heimgesucht, wie zwei der diesen Text begleitenden Originalbilder nach Photographie zeigen.